

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 240.

Freitag, 12. Oktober.

1928.

(11. Fortsetzung.)

Geld fällt vom Himmel.

Roman von Paul Enderling.

(Nachdruck verboten.)

Ein Paket war aus Grotthausen angekommen mit Würsten, Speck und der erneuerten Wäsche. Aber der mütterliche Brief war voller Sorgen.

Es schien schlimm auf dem Gut auszusehen. Schlimmer als sonst.

Kurt Grotte las zum zehntenmal diesen Brief, der gerade so tändelte, wie es die Mutter im Gespräch tat, aber durch ihr liebenswürdiges Geplauder klang es wie ein schlecht unterdrückter Schrei.

„... Die Moore, denke dir, die Moore sollen Geld bringen, schönes Geld, sagt Papendia, aber zuerst muß man Geld hineinstecken. Ich habe ihn gefragt, ob es denn nicht am Ende drin versinkt. Er verstand den Witz nicht. Mein Gott, wie schwer ist es doch, mit Menschen umzugehen, die immer ernsthaft sind! Aber ich will nichts gegen ihn sagen. Er sieht mich immer so erwartungsvoll an wie Pluto, wenn er merkt, daß ich ausgehen will. Specht hat doch damals unser Vorkerk Birkenholz verkauft, damals, als ich von dem Hypothekenmenschen geknebelt werden sollte. Und Papendia hat todanständig bezahlt. Jeder sagt es, und jeder blinzelt dann so zartfühlend, daß es eine Ruh merken müßte. Warum blinzeln die Leute immer in solchen Fällen? Dein Vater hat nie geblinzelt. Er schlug dann mit dem Krüdstock auf — du weißt, der mit dem greulichen elfenbeinernen Löwentopf, der wie ein Schafskopf aussieht —, und er hätte seine Meinung gesagt, daß sie der Landrat in der Kreisstadt gehört hätte und daß der Pastorstochter ihre Sommersprossen aufgeglüht wären. Wie hübsch das doch übrigens klingt: „Sommersprossen“ — nicht wahr? Und wie wenig ich darauf Wert lege! ...“

Der Name des Gutsnachbarn Papendia kam in der letzten Zeit immer häufiger in den Briefen der Mutter vor. Er sah ihn vor sich, wie er ihn bei dem letzten Besuch daheim gesehen: groß, ernst, ungeschickt — man konnte schon sagen: tolpatschig, mit dem rötlichen Schnauzbart, bei dem man immer an einen Gendarmen dachte. Aber er war schuldenfrei — übrigens kein Kunststück bei den Zuckerrübenseldern und der Brennerei. Ein Säugling hätte dort wirtschaften können.

„... Ich habe ihn neulich vor das Kleckscheibild geführt (es steht unangerührt und, wie ich fürchte, unangestaubt in deinem Zimmer und wartet auf dich, mein lieber Junge) und fragte ihn, grausam, wie wir Frauen sind, wie man es mit solchem Schnurrbart anstelle, Suppe und Klettermus zu essen. Ob da nicht Brocken hängenblieben und der ganzen Nachbarschaft das Menü verrieten? Er ist rot geworden und hat vor sich hingebremmt. Acht Tage war er weg, und dann kam er — denke nur! — ohne Bart wieder! Ich frage dich als Mann (oh, du kleiner Junge, du!), ist das nun Liebe oder nicht? ...“

Kurt Grotte mußte lachen. Papendia schien also wirklich ernste Absichten zu haben. Er hatte in seiner ersten Ehe Pech gehabt: eine Schauspielerin, die er bei einem seiner alljährlichen Besuche in Danzig in einer Pagenrolle gesehen, hatte es ihm so angetan, daß er ihr noch auf die Bühne hinauf seinen Antrag schickte. Sie

hatte mit dem ungefügen Bären nichts anfangen können und mit der einsamen Landschaft noch weniger. Als sie bei einer Manöverquartierung eine Liebenschaft anging, setzte Papendia sie, ohne ein Wort zu verlieren, auf den Wagen und befahl dem Kutscher schnellstes Tempo bis zum Bahnhof. Nun war die Ehe längst geschieden, und sie tanzte in einem Münchener Kabarett Schleiertänze. Nein, sie war nicht die rechte Frau für einen Mann gewesen, der Papendia hieß und auch so aussah.

Aber Mutter war es noch viel weniger. Es war eine Lästerei, so was nur zu bedenken.

„Mein Horizont ist ein bißchen düster. Aber der liebe Gott hat uns Grottes ja noch immer geholfen, wie er jedem guten Deutschen hilft. Nur daß Papendia immer sagt, daß mich alle beinogeln, vom Inspektor bis zum Milchmädchen. Bin ich eigentlich so dumm? Sag selber! Irgendwo las ich mal, daß der Mensch, der nie eine Dummheit machte, lange nicht so klug ist, wie er glaubt. ... Oder so ähnlich. Damit tröste ich mich. Halte den Kopf nur recht hoch, mein Junge: es wird alles nicht so heiß gegessen, wie es gekostet wird, das Schicksal pustet schon rechtzeitig dazwischen. Grotthausen soll dir erhalten bleiben. Denn einmal wird ja die Zeit kommen, wo du des Umhervagierens müde wirst — vielleicht, wenn du das liebe Mädchen findest, das ich dir so wünsche ...“

Kurt Grotte legte den Brief beiseite. Wie hatte die Mutter so geschrieben. Er las alles, was zwischen den Zeilen stand: das Wasser stand ihr bis an den Hals. Immerhin war aus dem krausen Geplauder zu ersehen, daß mit einigen tausend Mark die Hypothekenschulden zu decken waren.

Er fühlte nach den beiden kleinen Safeschlüsseln, die das Vermögen in dem Stahlkästchen freigaben. Eines Tages — wann immer — würde man es von ihm fordern. Es gehörte ihm nicht. Aber konnte er sich nicht schon jetzt den Zinderlohn sichern? Daran konnte niemand etwas finden. Niemand? Erst mußte er mit Inge Brodersen sprechen.

Deutlich wie ein Bild sah er das Gutshaus vor sich: die bescheidenen vier Säulen, denen es den Namen des „Schlosses“ verdankte — die Eingangshalle mit den vielen Geweihen, sogar einem Eichgeweih, und den ausgestopften Raubvögeln —, und dicht neben der Tür den alten Kupferstich: der Alte Fritz auf Grotthausen.

In seinen letzten Jahren, als durch die Teilung Polens das westpreussische Land wieder in deutsche Hände gekommen war, hatte der König es besucht. Zwei Tage hatte er in Grotthausen gewohnt, hier hatte er auch den Brief geschrieben, der für die Jugend einen besseren Schulunterricht forderte, „sonst bleibt solche zu roh und werden halb wilde Menschen daraus. Dieses ist nun, worauf die Regierung ihre Aufmerksamkeit wenden und danach sehen muß, daß die Landleute ihre Kinder nicht nur fleißig zur Schule schicken, sondern daß sie auch darin gehört und ordentlich unterrichtet werden. Wonach sich zu richten ...“

Jetzt war Grotthausen wieder von Preußen los.

gesprengt und durch einen Zufall dem unsterblichen Freistaat Danzig zugesprochen worden. Eigentlich war es nur ein Berechnungsfehler der internationalen Kommission gewesen, aber man hatte ihn stehen lassen wie andre, schlimmere Fehler auch. So konnte man doch bei Familienfesten auf dem Dach des „Schlosses“ Grotthausen die Danziger Flagge hissen, die beiden Kreuze mit der Krone, und es brauchte nicht der weiße Adler zu sein.

Sie würde auch flattern, wenn er wieder heimkam — und das war jetzt wohl notwendiger als je. Schrie dieser Brief nicht nach ihm?

Etwas schlurste im Gang draußen, und ein zaghaftes Klopfen löste ihn von seinen Gedanken. Die Nachbarin, die alte Lehrerin, trat ein.

Fräulein Fuchs war eine Tiernärrin, die die Pensionsmutter bisweilen durch mitgebrachte herrenlose Katzen und Hunde in gelinde Verzeiwung versetzt hatte. Es hieß von ihr, daß sie in trockenen Tagen die Schnecken aussammelte, um sie daheim feucht zu betten, bis besseres Schneckenwetter eintrat. Fest stand, daß sie mit einem Löffchen die Vogelspuren vom Fensterbrett allabends wusch, damit der Hausherr nichts gegen die Vogelfütterung und die damit verknüpften Folgen einzuwenden hätte. Sie mußte täglich mancherlei Grobheiten einstecken, wenn sie Tierbesitzern unerbetene Ratsschläge gab.

Grotteck hatte manche Spötterei an der Pensions tafel von ihr abgewandt, wo sie übrigens Fleisch ganz gern aß, und sich ihre Freundschaft und ihr Vertrauen erworben.

Fräulein Fuchs hatte wieder einmal eine große Sorge. In der Nachbarschaft waren vier Affenpinscher geboren, ein unerwünschter Zuwachs, dem Vernichtung drohte, da die Mutter sich mit einem minderwertigen Vater gepaart hatte. Nach der Ansicht der alten Dame, die verlegen ihr Leid klagte, waren es die süßesten Geschöpfe ihrer Gattung.

„Lieber Herr Grotteck, die Hundesteuer ist doch erhöht worden. Es wird ein Hundebutbad geben, wenn Sie nicht hilfsreich eintreten.“ Es klang, als ob er den bethlehemitischen Kindermord verhindern sollte.

„Ja, aber ich kann doch nicht vier Affenpinscher aufnehmen. Was würde Frau Zedlitz wohl dazu sagen?“

„Nein, natürlich nicht. Aber wissen Sie nicht ein Plätzchen für die kleinen Gottesgeschöpfe? Wenigstens für eines?“

Sie stand so zerknittert vor ihm, in ihrem Kostüm von Urzeiten her, das „immer noch“ genügte. Als sein Blick auf den Brief aus Grotthausen fiel, sagte er schnell: „Ich will bei meiner Mutter anfragen. Ich will es sogar mündlich machen: denn ich reise bald dorthin.“ Nun war auch dies entschieden.

Das alte Fräulein strahlte. Ihre leberfarbenen Bäckchen hatten je einen roten Farbtupfen aufzuweisen. Es hätte nicht viel gefehlt, daß sie ihn umarmt hätte.

„Wir packen sie gut ein. Es wird schon Platz auf dem Gut sein. Ist es denn weit?“

„Weit ist ein relativer Begriff. Aber wenn wir sie im Flugzeug schicken, geht es ja schnell.“

„Bekommt es den Tierchen aber auch? Sie sind doch daran nicht gewöhnt.“

„Sie dürften auch die Eisenbahn nicht gewöhnt sein“, meinte Grotteck, der ungeduldig zu werden begann.

„Sicher nicht“, antwortete sie nachdenklich. „Das wäre immerhin ein Ausweg. Und in der Landluft können sie sich ja wieder erholen. Ach, Sie ahnen gar nicht, was für Sorgen unsereins hat.“ Ihre Hand glitt über seine Rechte. Es war wie zerknülltes Leder, was über seine Hand strich.

Er bemühte sich, ernst zu bleiben und Komplimentierte sie hinaus.

Dann nahm er Hut und Mantel und ging zur Bank.

Da er unterwegs an der Staatsbibliothek vorbeikam, ging er hinauf in den Lesesaal und ließ sich das russisch-deutsche Lexikon aushändigen. Der russische Zeitungsanschnitt mußte sein Geheimnis hergeben.

Es konnte doch nicht so schwer sein. Die Buchstaben ähnelten den griechischen, die er auf dem Danziger Gymnasium gelernt hatte. Also los! Aber es war schwer.

Nach einer halben Stunde eifrigen Bemühens ließ er seufzend ab. Die Entzifferung der Hieroglyphen seinerzeit mußte die Uebersichtlichkeit eines Kreuzworträtsels gehabt haben. Nicht einmal das unterstrichene Wort „slowo“ konnte er verdeutlichen.

Der Besuch der Bank war eine starke Nervenprobe. Die Blicke der Kontrollbeamten durchbohrten ihn. Jeden Augenblick erwartete er, daß sich eine Hand auf seine Schulter legte und daß eine strenge Stimme fragte: „Woher stammt dies unmenschlich viele Geld?“

Aber es geschah nicht. Ein höflicher, unpersönlicher Gruß von dem jungen Manne war alles.

Als er die Halle durchquerte, rief ihn eine Stimme beim Namen, die ihn erzittern ließ.

Junge Broderjen stand vor ihm, in ihrer unauffälligen Eleganz. „Was treiben Sie im Tempel des Maimons?“

Da war die Frage, und es galt, zu antworten. Er stand verwirrt vor dem schönen, lächelnden Mädchen und rang nach Worten. „Ich muß einmal mit Ihnen sprechen, aber allein . . . allein . . .“

Sie schien seine Verwirrung mißzuverstehen. Er rötend sagte sie: „Wir sehen uns doch am Freitag wieder.“

„Ich will verreisen. Ich muß. Aber vorher . . .“ „Ah! am Freitag. Ade. Mein Vater wartet draußen auf mich. Der letzte Abend ist Ihnen doch gut bekommen?“

„Oh, gut über mein Verdienst.“

Als er mit ihr vor die Tür trat, war der Wagen noch nicht da. „Dann hat Blinsky meinen Vater aufgehalten“, sagte sie leise, und er vernahm deutlich das leichte Zittern ihrer Stimme. Wieder ergriff ihn die unerklärliche Angst, die er an dem letzten Freitagabend empfunden hatte. Nur war es damals ein Flügelstreifen gewesen, und jetzt krallte sie sich mitten in sein Herz.

(Fortf. folgt.)

Späte Landschaft.

Ein Tag brennt heut wie andre auch.
Ein Sonnenauber bleicht die Stunde.
Von gelben Äpfeln ruht ein Hauch.
Er gibt von dunklem Walten Kunde,
Ein letztes Läuten klingt verhallend.
Prall schlägt in dürrer Strauch
Der Stieb der Haselnuß, zur Erde fallend . . .

Die letzte Nacht ließ einen weißen Feten
Nebel im Wald zurück,
Und alle Töne möchten sich zur Ruhe setzen,
Doch heimatlos verflingt das kurze Sonnenglück!

Walter Medauer.

Vom Chrysanthemum.

Von Gartendirektor H. A. Wehrhahn (Steglitz).

Wenn draußen in den städtischen Anlagen die Blätter der Eichen im leuchtenden Rot prahlen und der Ahorn sich über und über vergoldet, wenn man mit Bangen den ersten Sturm erwartet, der dem Sommer den letzten Rest gibt und die ganze Schönheit durcheinanderwirbelt, dann blüht in den Blumenläden ein anderes Geschlecht auf, schiebt die Gladiolen und Dahlien zur Seite und wirft sie nach dem ersten Nachtfrost überhaupt hinaus. Dann prunk und gleißt es durch die Spiegelscheiben, daß man den Glanz selbst auf der anderen Seite des Fahrdammes sieht.

Es sind Chrysanthemen, die jetzt ihr eigenes Leben beginnen und wie merkwürdige Gestalten aus einer anderen Welt aussehen.

Und das sind sie auch.

In Japan, dem Lande der aufgehenden Sonne, hatten sie sich schon zu Zuweisen entwickelt, als man bei uns an eine Gartenkultur noch nicht einmal dachte. Und auch dort waren sie zuerst Fremdlinge und kamen aus China, dem geheimnisvollen Lande, das uns noch heute Rätsel über Rätsel aufgibt.

Das Rätzel des Chrysanthemum ist allerdings schon, wenigstens das Rätzel seines Ursprungs, was man nicht von allen Kulturoffizianen des Fernen Ostens sagen kann. Zwei oder drei Urarten des Chrysanthemum hat man jetzt festgestellt. Wenn man sie aber jemandem vorlegt, der weniger mit der Veränderlichkeit der Arten vertraut ist, wird man auf Unglauben stoßen, denn die Blüten sind klein und wenig auffallend und stehen in keinem Verhältnis zu den großen Prachtblüten unserer Schaufensterauslagen. Aus ihnen sind also durch über tausendjahrelange Auswahl die Formen hervorgegangen, die wir jetzt kennen.

In Japan nennt man die Pflanze Kiku und unterscheidet mehrere Gruppen: das sommerblühende Katsukiku, das herbstblühende Kiwagiku, das winterblühende Rangiku und das Zubangiku, welches das ganze Jahr über Blumen bringt. Aber zur wirklichen Vollkommenheit hat es nur das Kiwagiku gebracht. Schon in sehr früher Zeit wurde es zum kaiserlichen Wappen erhoben: ein sechseckstrahliges, also einfaches Chrysanthemum, das mit sechzehn kleineren Chrysanthemen verbunden ist. Vermutlich handelt es sich dabei um eine Art der Sonnendarstellung. Es ist das Sinnbild des langen Lebens, wie ja auch das japanische Königshaus das älteste der Erde ist und seit 600 v. Chr. regiert.

Der Japaner hat bekanntlich eine außerordentlich entwickelte Blumensymbolik, wie wir sie nicht annähernd kennen und die uns infolgedessen unverständlich ist. Bei ihm kommt es nicht so sehr auf die große vollendete Blüte an, sondern auf den Gesamteindruck, den die Pflanze macht. Vom Chrysanthemum wird z. B. gesagt, daß es keine Kunst sei, eine große Blume zu erzeugen, sondern daß die Schwierigkeit der Chrysanthemumzucht darin bestünde, schönes Laubwerk zu erzielen. Zur Zeit der höchsten Blüte feiert der Hof das Chrysanthemumfest in den kaiserlichen Gärten, zu dem die höheren Beamten und in Japan anwesende hervorragende Europäer, Gelehrte und Diplomaten, regelmäßig eingeladen werden. Wir würden es eine Chrysanthemumschau nennen, denn die Feier besteht darin, daß man zwischen den in großen Mengen aufgestellten Pflanzen umher wandelt und sich an ihrer Schönheit erfreut. Diese Betrachtung bedeutet für den Japaner eine gewisse religiöse Erbauung und bildet den alleinigen Inhalt des Festes. Auch das Volk begehrt am 9. Tage des 9. Monats sein Chrysanthemumfest.

Die erste Pflanze kam 1789 nach Europa, 1825 war die erste Chrysanthemumausstellung in London. Damals kannte man erst 27 Sorten, und zwar kultivierte man nur verhältnismäßig kleinblumige Formen. 1832 wurden in Wien 55 Arten vorgeführt. 1861 gab es schon gegen 400 Sorten. Heute legt man keinen großen Wert mehr auf die Größe des Sortiments, sondern sucht ältere, überholte Sorten durch neuere, bessere zu ersetzen. Inzwischen hat auch die Zucht als solche Fortschritte gemacht. Man legt auf Größe der Blumen besonderes Gewicht und erreicht diese durch beständiges Entfernen der Seitentriebe. Dadurch wird die ganze Kraft auf eine einzige Blüte konzentriert, die nun eine außerordentliche Größe aufweist. Allerdings verhalten sich die Sorten verschieden. Manche sträuben sich gewissermaßen gegen diese Mastkultur und bringen schlecht geformte Blüten hervor. Sie sind also für diese Art der Kultur ungeeignet, und es ist die Kunst des Gärtners, die rechten Sorten zu diesem Zweck auszuwählen. Manche Sorten wehren sich gegen diese Behandlungsweise, indem sie ihre große Endblüte in einen Kranz kleiner Blüten auflösen, was zwar merkwürdig aussieht, aber doch nicht erwünscht ist.

Die großblumigen Chrysanthemen werden heute in Amerika und Frankreich gezüchtet, kleinblumige mehr in England, und zwar ist das weniger vom Geschmack als vom Klima abhängig. Da die Pflanzen sehr spät im Jahre blühen, trifft die Ausbildung des Samens in eine Zeit, in der die Luft der Gewächshäuser sehr feucht ist, so daß die Samenpflanzen fast regelmäßig faulen. Frankreich hat in der Riviera und Amerika in den Südstaaten und Kalifornien ein trockeneres Klima, in dem die Samen zur Ausbildung kommen. Die englischen Züchtungen dagegen kommen meist aus Australien. In Deutschland ist die Samenerzielung schwierig. Man hat versucht, aus Italien Samen zu erhalten, diesen bei uns auszusäen und dann durch Auslese neue Formen in den Handel zu bringen, doch wurden damit keine guten Erfahrungen gemacht. Man ist deshalb auf einen anderen Weg angewiesen: Gelegentlich entstehen nämlich an einzelnen Pflanzen Sprosse, die andere Blüten bringen. Diese Sprosse kann man ungeschlechtlich vermehren, sie sind der Ausgangspunkt neuer Formen. Man nennt die Erscheinung Sprossmutation. Da sie aber nur gelegentlich vorkommt, kann von einer zielbewussten Züchtung keine Rede sein, auch ist sie ein Zufallsprodukt, das sich künstlich nicht beeinflussen läßt: der Wert der hochentwickelten deutschen Blumenzüchtung liegt auf anderem Gebiete. Deshalb dürfen wir uns aber doch an den schönen, großen Blumen der Chrysanthemen erfreuen.

Feierabend.

Skizze von Paulrichard Henkel.

Die mit der Eisenbahn ankommenden Menschen füllten langsam die Wege, die strahlenförmig von der kleinen Station in das Dorf und die Gartenwirtschaften oder direkt in den Wald und auf die Hügel führten. Mitten zwischen schwabenden Pärchen und lachenden Kindern ging Gottfried Weinert; es war Sonntag, und das bedeutete für ihn Ausruhen, den Gedanken und dem Körper einen Feiertag nach einer Reihe von Werktagen gönnen. Es wäre ihm leicht gewesen, sich an einem schönen Fleck ein Sommerhäuschen bauen zu lassen; aber er liebte es, jeden Sonntag neue Wege, neue Landschaften aufzusuchen, und er fühlte sich auf diesen Wanderungen so frisch, daß ihn nichts an die fünfzig Jahre erinnerte, die ihn jetzt seine Beine schon trugen. Heute hatte allerdings der Tag mit einem kleinen Nistton begonnen. Kollege Birkholz, der mit von der Partie sein wollte, hatte sich am Vormittag am Fernsprecher entschuldigt. Sein Junge war mit der unglaublichen Idee angekommen, daß er sich verloben wolle. Selbstverständlich sei es ihm abgelehnt worden — „und denken Sie nur“, hatte Birkholz weiter erzählt, „der Junge wurde geradezu rabiat. Er will seinen Kopf durchsetzen, er läßt von dem Mädel nicht — so eine Torheit und Unvernunft! Wenn er alt genug ist und es zu etwas gebracht hat, soll er ans Heiraten denken! Also ich bin durchaus nicht in Sonntagsstimmung...“

Run gut. Da war Gottfried Weinert allein hinaus gefahren. Er hatte keine Kinder, mit deren Hergensnöten er kämpfen mußte. Und es war vielleicht nur Gewohnheitsache, so stumm vor sich hin zu schlendern, allein im Kaffeegarten zu sitzen und den anderen zuzuschauen.

Im Gedränge an der Fähr über den Fluß trat eine Frau an ihn heran: „Guten Tag, Gottfried.“

Er sah sich um, suchte Sekundenlang in dem Gesicht, das ihm etwas befangen entgegenlächelte. — „Guten Tag, Ellen.“

Das war wenig für zwei Menschen, die sich seit Jahren nicht gesehen hatten. Sie traten auf die Fähr, lehnten sich an das Gitter. „Es ist schön hier draußen, nicht wahr?“ fragte die Frau. „Ja, gewiß... wie geht es dir?“

„Danke. Ich bin für ein paar Wochen allein. Ich habe manchmal von dir gelesen...“

Weinert sah sie an. Sie war immer noch schön. Wenn man dieses Bild fest hielt, die Augen schloß und eine längste vergangene Zeit heraufzwang, war dies alles noch wie ehemals: der Mund, das dunkle Haar, die schmalen Schultern. Und nun mußte er wohl etwas Liebes sagen...

Da stieß das Boot am anderen Ufer an. Unruhig drängten die Fahrgäste vorbei.

„Laß es dir gut gehen“, sagte die Frau und streckte dem Manne die Hand entgegen, „— und ich möchte wieder einmal von dir hören...“

Er zog den Hut. „Gern — ja natürlich — und gute Erholung heute noch.“

Dann gingen sie beide verschiedene Wege.

Gottfried schritt ganz langsam. Was war denn geschehen? War er nicht einer Frau begegnet, die früher einmal mit tausend Fäden an sein Leben geknüpft war, die er geliebt und um die er gelitten hatte? Wie kam es nur, daß ihn dies Wiedersehen nicht erschütterte, nicht freudig erregte, daß er nichts tat, um diese lebendig gewordene Erinnerung fest zu halten? Ein paar unsäglich leere Worte hatte er gesprochen, nichts anders konnte das Herz ihm eingeben, ob er auch danach suchte und sann. War dies das Altwerden? Etwa der Feierabend der Seele, die auch einmal von Empfindungen, Erwartungen, Erregungen und Erfüllungungen müde wurde und ausruhen wollte — gleichwie der Körper sein Recht heischte, wenn er müde war? Der Abend löschte die Sonne im Walde aus, und Gottfried Weinert hatte noch nicht seine Gedanken zu Ende gesponnen. Tröstend machte er sich auf den Weg zur Station. Liebesleute gingen eng aneinander geschmiegt, irgendwo stritten sich zwei — und auf einer Bank in den Anlagen am Bahnhof sah Gottfried ein hübsches Mädchen, das verstohlen weinte.

Er trat hilfsbereit näher. Eine Vermutung lag sehr nahe. „Haben Sie etwa Ihr Täschchen verloren, mein Fräulein? Ich will Ihnen gern das Fahrgeld leihen...“

Sie sah ihn verwundert an. „Danke. Ich brauche nichts.“

Wenn ich Ihnen anderswie helfen darf...?

Da stand sie mit einem Ruck auf, hochheiß, trotzig. „Ich will nichts mehr wissen! Ich will allein sein...!“

Weinert brauchte nicht weiter zu fragen. Gibt es etwas anderes, um das ein junges Mädchen an einem Sommerabend weint, als verratenen oder hoffnungslose Liebe? Ganz still fuhr Gottfried nach Hause. Und er, der ruhige, Reife und Sichere, fühlte sich zum erstenmal müde und alt und dachte mit Reiz an die Jungen und Unsteten, die sich oft unglücklich nennen und doch so glücklich sind, um einer Liebe willen noch kämpfen und weinen zu dürfen.

— Franz Schuberts Liederkreis „Die schöne Müllerin“. (Verlag Breitkopf & Härtel, Leipzig.) Der Wiener Musikschriftsteller Franz Valentin Damian hat in diesem Werk von 200 Seiten nicht nur alles zusammengefaßt, was sich in musikalischer Hinsicht über die 20 Liederkompositionen des Schubert'schen Zyklus sagen läßt — er sezert förmlich jedes Lied bis auf die letzten Töne —, sondern er hat auch die „Wortgedichte“ von Wilhelm Müller (dessen Todestag sich 1927 zum 100. Male geistert hatte) mit Verständnisinnigkeit ausgedeutet und über ihre historische Entstehung viel Interessantes mitgeteilt. Vier Bilder schmücken das Buch: Franz Schubert, W. Müller, Hedwig v. Stägemann (spätere Frau v. Olfers), in deren Elternhause Müller die erste Anregung zu den „Müller-Liedern“ empfing, und Luise Hensel, die seine angebetete Muse war. Das aus echt romantischem Empfinden geschriebene Werk sei allen Schubert-Gesangsfreunden aufs Wärmste empfohlen. O. D.

* „Tristan und Isolde“. Von Dr. jur. et phil. Arthur Prüfer. (Verlag Carl Siegel, Bayreuth.) Der Verfasser ist ein ausgezeichnete Wagnerforscher, von dem bereits vor dem Kriege ein grundlegendes Buch „Werk von Bayreuth“ in mehrfachen Auflagen erschien. Die Ungunst der Verhältnisse hat jetzt eine geplante Neuauflage des Gesamtwerks verhindert, statt ihrer erschienen Einzelausgaben, zunächst der Ring, „Parsifal“ und „Meistersinger“, denen sich nunmehr das vorliegende Tristan-Buch anschließt. Alle vier Schriften wurden gegenüber der früheren Fassung wesentlich umgearbeitet und erweitert. Sehr umfassend prüft die Tristan-Studie alle geistig-künstlerischen Beziehungen des Wagner'schen Musikdramas zu dem alten Sagenstoff, zu den Dichtungen der Romantik, zur Schopenhauer'schen Philosophie, und spürt persönlichen Erlebnisgründen des Schöpfers nach. Dramatischer Aufbau, Sprache und musikalischer Stil werden mit feinem Verständnis gedeutet. Die Schrift stellt einen wertvollen Beitrag zur Wagnerforschung dar und ist wohl geeignet, das Verständnis für Wesen und Wirken des Bayreuther Meisters zu vertiefen. Is.

* Selene Christaller: „Berufung“, Roman. (Verlag von Friedrich Reinhardt, Basel.) Nach der künstlerischen Nachdichtung des Lebens der Annette von Droste-Hülshoff hat sich Selene Christaller wieder dem reinen Roman zugewendet und denselben um ein interessantes Problem aufgebaut. Eine junge begabte Künstlerin verbindet sich in Liebe und Ehe mit einem feingebildeten ersten Pfarrer, der zum Leiter einer großen Epileptikenanstalt berufen wird, wohin sie ihm als seine Frau folgt. Der Aufenthalt in der Anstalt bringt die Konflikte: hier Künstlerin, Jugend, Liebe — dort ein entmenschenhaftes Wirken unter den Kranken. In der kritischen Stunde streckt die Kunst wieder die Arme nach ihr aus und sie folgt dem Ruf. Im sonnigsten Kontrast tut sich südliches Land vor ihr auf, ein leicht erregbares Volk huldigt ihrem Weib- und Künstlerum, fern im nordischen Winter bläst Heimat und demütige Arbeit. Und doch muß sie gerade hier erkennen, daß sie tief verwachsen bleibt mit dem Gatten und seinem Werk. Sie kehrt zurück und findet nun einen Weg, ihre Berufung zur Kunst dienstbar zu machen der Berufung des Gatten. In die Erzählung eingestreut sind tiefempfundene Naturbilder aus demselben Waldgebirge und leuchtendem Süden.

* Georg von der Brück: „Adrian Dehls“, Roman. (Verlag J. M. Späth, Berlin SW. 11.) Georg von der Brück, der mit seinem Kriegroman „Soldat Suhren“ seinen Namen in die erste Reihe der deutschen Prosaischen stellte, läßt seinen oldenburgischen Hafenroman „Adrian Dehls“ in der düsteren Zeit des Vormarsches spielen. In der Heimatstadt des kleinen Adrian Dehls geschieht eines Tages ein Mord. Bald nach dem Mord verschwindet sein Vater spurlos. Gerüchte, die in der Stadt umschwirren, bringen den Mord mit dem Verschwinden des alten Dehls in Zusammenhang. Die Untersuchung schleppt sich jahrelang hin. Adrian Dehls, der ein Maler werden will, geht auf Wanderschaft. In Wien kämpft er auf den Barrakaden, in Berlin ist er einer der 48er. Als er in die Heimat zurückkehrt, ist seinem Leben neben dem Malen und der Liebe zu Anna eine andere Mission aufgegeben: die Wahrheit zu ergründen, nach dem wirklichen Täter zu fahnden, das mystische Dunkel, das in seiner Kindheit über ihm lastete, als Mann aufzubrechen und zu durchleuchten. In einer logischen und überzeugenden Kette plötzlicher Ereignisse gelingt ihm die Aufklärung jenes Mordes, der nun schon jahrelang zurückliegt. Der Druck der

über ihm gelastet hatte, ist von ihm genommen und die Handlung vollendet. Das Buch ist aus einem einheitlichen Guß. Seine Menschen treten aus den Seiten als Lebendige heraus. Sie sprechen mit uns, und wir leben mit ihnen.

* Joseph Conrad: „Sonderbare Käuze“, drei Novellen. In der Sammlung „Lebendige Welt“, herausgegeben von Frank Thies. (J. Engelhorn's Nachf., Stuttgart.) In diesen abenteuerlichen Geschichten des berühmten Seefahrer-Dichters offenbaren sich seltsame Schicksale. Der weite Horizont des Weltmeeres tut sich auf; wenn auch die Handlung größtenteils in Häfen spielt, ist die geheimnisvolle, elementare Macht der See stets hinter allem Geschehen zu spüren. Wir lernen eigenartige Menschen kennen, denen der Dichter irgendwo in der Welt begegnet sein mag und die er nun hier in ihrer ganzen Absonderlichkeit so greifbar lebendig vor uns erstehen läßt, daß wir sie nie wieder vergessen. Dieser tiefe, unverwischbare Eindruck, den seine mit unvergleichlicher Bildkraft gezeichneten Gestalten und Landschaften hinterlassen, ist wohl das wesentlichste Merkmal für das echte Dichtertum Joseph Conrads.

* „Der tanzende Tor“. Von Palle Rosenfrank. Übersetzung von Elise von Holländer-Lassow. (Gefion-Verlag, Berlin SW. 18.) Im Mittelpunkt des schnellfliehenden Romans, der durch Waldemar Psylanders unvergessene Darstellungskunst schon einmal der Handlung nach bekannt wurde, steht ein Zirkusstern, „entsüßend“ in allen Vorzügen und Schwächen gezeichnet, während die männliche Hauptperson ein Clown ist, ein begabter, außerordentlicher Mensch, der in seiner tiefen, seelischen Zerrissenheit über das Schicksal, das sein Lebensglück vernichtete, doppelt hart an seinem unruhigen Gaultierleben trägt. In fortwährendem Filmroman-Stil entrollt die Schilderung kaleidoskopartig Bilder aus dem Zirkusleben und den Lodungen und Schlingen der Großstadt. Zahlreiche, vorzügliche, ganzseitige Bildbrüche begleiten den Text.

* „Monographien deutscher Städte“. Im Deutschen Kommunal-Verlag Berlin-Friedenau ist als neuester Band (26.) der Schriftenreihe „Monographien deutscher Städte“ die Darstellung der Stadt Sagen erschienen. Erwin Stein, der rührige Generalsekretär des Vereins für Kommunalwirtschaft und Kommunalpolitik, hat im Verein mit Oberbürgermeister Alfred Fintel und dem Direktor des Wirtschafts- und Verkehrsamtes der Stadt, Dr. Werner Diebau, hier wieder ein wirklich musterhaftes Stadtbuch geschaffen, das sich den seither erschienenen Bänden dieser Reihe würdig anschließt. Bekanntlich enthalten diese Monographien nicht nur eine Darstellung der heutigen Stadt, wie sie etwa ein Reiseführer bietet, sondern alles, was für die Betätigung der Stadtverwaltung in Frage kommt, wird da behandelt, z. B. Entwicklung des kommunalen Lebens, Finanz- und Steuerverhältnisse, Einwohnerzahl und Struktur der Bevölkerung, soziale und hygienische Fragen, öffentliche Fürsorge usw. Die einzelnen Abschnitte sind von erfahrenen, in der Praxis stehenden Männern geschrieben. Die Einwohnerzahl Sagens hat im Februar 1923 100 000 überschritten und die Stadt ist damit in die Reihe der deutschen Großstädte eingetreten. Die Bevölkerungsentwicklung vom Landstädtchen im Anfang des 19. Jahrhunderts zur Großstadt entspricht derjenigen der anderen Großstädte des rheinisch-westfälischen Industriegebiets, stellt aber bei der eigentümlichen Lage der Stadt in zwei engen Flußtäälern der Wirtschaft und Kommunalpolitik ganz besondere schwierige Aufgaben. Diese uns vor Augen zu führen und zu zeigen, wie sie gelöst sind oder gelöst werden sollen oder können, ist die Aufgabe des mit vorzüglichen photographischen Aufnahmen geschmückten und in jeder Hinsicht vornehm ausgestatteten Werkes. U.

* „Die Rationalisierung der Gesetzgebung“ von Ministerialdirektor Prof. Dr. Schlegelberger im Reichsjustizministerium. (Verlag von Franz Vahlen, Berlin W. 9.) In wohl abgewogenen wichtigen, oft von leichter Ironie gewürzten Sätzen zeigt der Verfasser ein Problem auf, dessen Lösung oder Nichtlösung für unser staatliches Leben schicksalbestimmend sein kann. Der Parteipolitik entrückt, wird hier mit dem Mute und dem Verantwortungsgefühl des über den Dingen stehenden nachgewiesen, wie sich die Gesetzgebung nur zu oft nach Maß, Form und Werdegang in den Bahnen offenkundiger Unvernunft bewegt und der Weg zur Umkehr und zur Gesundung gewiesen.

* „Das Bridge-Buch“ von Hans von Brandenstein. Spielverlauf, Winke, Strafen. (Drei-Masken-Verlag A.-G., München.) Eine Anleitung für Anfänger und zugleich ein Nachschlagebuch, das Auskünfte und Anregungen für versierte Spieler enthält.